

Getarnte Täter

Es war ein schwerer Schlag, daß mein Vater meinen Bruder und mich nicht zur „Wehrmachtausstellung“ begleiten wollte. Der einzige Lebensabschnitt, über den mein Vater stets gesprochen hat – oft mit starker innerer Bewegung und um jedes Wort ringend -, ist seine Zeit in russischer Kriegsgefangenschaft. Im Laufe unseres Familienlebens lagerten sich um die Episoden der Gefangenschaft auch Erinnerungen an die Ostfront und noch später an die Jahre vor dem Krieg an. Aber die Ausstellung wollte er um keinen Preis besuchen.

Es war verständlich, daß er sich sträubte, an die Ostfront zurückzukehren, und nicht noch einmal im Dreck des deutschen Rückzugs über die Krim stecken bleiben wollte, wo die Russen ihn gefangen genommen hatten. Aber wir schickten ihn schließlich nicht allein. Wir waren ja bereit, ihn zu begleiten. Was hatte er vor uns zu verbergen? Was hatte er zu fürchten? Vielleicht, wie ich, daß er auf irgendeinem der Bilder in der Ausstellung zu sehen sein könnte?

Wir haben die Ausstellung erschöpft verlassen. Erst das stundenlange Anstehen bei bitterer Kälte auf dem Marienplatz, dann das Abgehen der Photos: die immer gleiche Unauffindbarkeit unseres Vaters. Wir hätten erleichtert sein können. Aber was besagte es, daß er nirgends auftauchte? Es hatte ja auch nichts besagt, daß im Berlin Document Center keine Akte über ihn zu finden gewesen war, denn die Aktenbestände dort sind

bekanntlich nicht vollständig. Vielleicht war nur niemand mit einer Kamera zur Stelle, als unser Vater... In gewisser Hinsicht wäre es eine Erleichterung gewesen, wenn ich meinen Vater auf einem der Bilder entdeckt hätte, lächelnde Siegerpose mit Pistole und niedergestrecktem Rotarmisten. Oder so.

Stets bleibt eine Grauzone der Ungewißheit. Ich weiß bis heute nicht, was mein Vater in den Kriegsjahren eigentlich getan hat, obwohl ich vom 2. Weltkrieg wahrscheinlich gehört hatte, noch bevor ich lernte, meinen Namen zu schreiben. Es gibt die Geschichte nicht, die mich aus meiner Ungewißheit reißt, die von seiner Beteiligung, seiner Begeisterung und von dem, was er begangen hat, handelt. Oder die Geschichte, die mich von meinen Zweifeln erlösen könnte, weil sie meine Bedenken gegen meinen Vater ausräumt. Ausräumt, sage ich, nicht: einlullt und besänftigt.

Bis heute habe ich nur die Spitzen des Eisbergs gesehen – hingeworfene Bemerkungen, das Photo mit dem Parteizeichen am Revers. Was sich unter der Oberfläche hält, darüber kann ich nur spekulieren. Lange habe ich meinem Vater die Schuld an meiner Ungewißheit gegeben, habe geglaubt, er hält etwas vor mir verborgen und läßt mich im Dunkeln tappen. Inzwischen halte ich es für möglich, daß seine größte Anstrengung darin besteht, vor sich selbst verborgen zu halten, was unter der Oberfläche liegt.

Der folgende Text ist ein erster Versuch, gedanklich in der Grauzone der Ungewißheit zu operieren, in der die Konturen der Täter aufgelöst sind. Dabei geht es mir nicht um das Feld einer privaten Ermittlung. Die Konturlosigkeit, die sich in Bezug auf die braune

Vergangenheit meines Vaters zeigt, ist ein Phänomen, das ganz allgemein im Zusammenhang mit Nazi-Zeit und Holocaust auftaucht. Ich versuche in meinem Text, über verschiedene Aspekte der Unsichtbarkeit der Täter nachzudenken, die, wenn überhaupt, fast nur in der Erinnerung ihrer Feinde und Opfer Gestalt annehmen. Dabei bewege ich mich in drei Schritten auf die Täter zu. Das soll nicht heißen, daß mein Text ein Versuch ist, einen verständnisvollen Umgang mit den Tätern zu finden. Ich versuche hier lediglich, Perspektiven herauszuarbeiten, die mit den Nazis und ihren Verbrechen zu tun haben: zunächst die Perspektive eines Außenstehenden, der im Dritten Reich seine Beobachtungen macht, dann die Perspektiven des Holocaust, der von Juden und Nazis aus entgegengesetzten Blickwinkeln erlebt und geschildert wird, und schließlich die Perspektive der Nazis, die den Blick von sich selbst als Tätern abwenden.

Der erste Teil des Aufsatzes befaßt sich mit William L. Shirers „Berliner Tagebuch“ und versucht zu zeigen, daß die Perspektive des Außenstehenden zwar die einzig mögliche Blickrichtung auf das Dritte Reich ist, daß man aber auch die Verzerrungen in den Blick nehmen muß, denen diese Perspektive unterliegt, wenn die Einblicke, die sie eröffnet, zu bedrohlich werden. – Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Tarnung, die für Unsichtbarkeit sorgt und damit im Verborgenen der mörderischen Handlung Raum gibt. Er bezieht sich auf Interviews aus Claude Lanzmanns Film „Shoah“. – Der dritte Teil, der sich neben „Shoah“ auch auf den Dokumentarfilm „Der Photoamateur“ bezieht, denkt über die Abwesenheit der Nazis in ihren eigenen Erzählungen nach und stellt die Behauptung auf, daß diese Abwesenheit nicht nur von einer entstellten Erinnerung zeugt, sondern von den Tätern schon erzeugt wurde, während sie ihre Verbrechen begingen.

I – Scheuklappen

1941 publizierte der Journalist William L. Shirer in den Vereinigten Staaten ein Tagebuch über die Jahre 1934 bis 1941, die er als Auslandskorrespondent für die Nachrichtenprogramme von Universal und CBS in Deutschland und Europa verbracht hatte. Der Verlag kündigte dieses sogenannte „Berlin Diary“¹ als „den ersten unzensierten und vertraulichen Bericht aus Deutschland im Zweiten Weltkrieg“ an.² Denn obwohl Shirer im Radio einer amerikanischen Hörerschaft regelmäßig über die politische Entwicklung in Deutschland berichtete, hatte er seine Redefreiheit, beschränkt durch die Zensur der Nazis, nur als Tagebuchschreiber wahren können. In seinem Tagebuch hielt er die Informationen und Beobachtungen fest, derer er sich zu enthalten hatte, wenn er seine Kommentare produzierte. In dieser Hinsicht kann man das „Berliner Tagebuch“ sicherlich als den Bericht eines *Insiders* verstehen, der mit den Verhältnissen *innerhalb* des Dritten Reiches vertraut ist und Außenstehenden Informationen zuträgt, die er allein aufgrund seiner Beobachterposition *innerhalb* Nazi-Deutschlands sammeln kann.

Zwar wurde Shirers „Berliner Tagebuch“ von seinem amerikanischen Verleger als Insiderbericht *vermarktet*, als würde darin eine sonst verborgene *Innenansicht* des Dritten

¹ Shirer, William L. 1991 (1940): Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen 1934-1941. Leipzig und Weimar

² William L. Shirer: Berlin Diary. The Journal of a Foreign Correspondent, 1934-1941. New York 1941. – Auf dem Buchumschlag heißt es: “*Here is the first uncensored and intimate account of Germany in the Second World War. Here is the private, personal, utterly revealing journal of a great foreign correspondent, in which he tells the things he saw and experienced during seven terrible years in which Hitler rose to power and conquered most of a continent.*” – Man muß allerdings einräumen, daß Shirer sein Tagebuch, das vom Verlag Alfred A. Knopf als “privates, persönliches und ausgesprochen aufschlußreiches Tagebuch” vermarktet wurde, von Anfang an mit dem Hintergedanken einer späteren Veröffentlichung geführt hatte, wie er selbst im Vorwort zur amerikanischen Ausgabe schreibt.

Reiches enthüllt. Es scheint mir jedoch irreführend, seinen Autor als *Insider* aufzubauen. An Shirers Expertise als Berichterstatter über die deutschen Verhältnisse soll dabei kein Zweifel bestehen. Ich halte seine Position als Auslandskorrespondent im Dritten Reich allerdings für prekär und für verletzlicher als es die Vorstellung von einem Insider und seiner Kompetenz nahelegt. - Shirers journalistische Arbeit beruht auf einer Sichtweise, die dem politischen System, über das er berichtet, fremd bleibt. Als Auslandskorrespondent ist er ein Außenstehender von Beruf. Dabei kann der Einblick, der sich ihm in dieser Position eröffnet, eine Dimension erschließen, die innerhalb des politischen Systems, durch das er sich bewegt, nicht wahrgenommen werden kann oder deren Wahrnehmung zumindest von diesem System erschwert wird. Shirers Perspektive, seine Sichtweise kommen im Dritten Reich nur vor, wenn er sie von außen daran heranträgt. Seine Perspektive existiert nur solange, wie Shirer sie behaupten und sich selbst in ihr behaupten kann.³

Das tägliche Gerangel mit den Nazi-Zensoren führt dazu, daß sich Shirer mehr und mehr in die Position des Außenseiters abgedrängt sieht. Er wohnt seiner eigenen Austreibung aus einem Land bei, das sich unter dem Einfluß der Nazi-Ideologie hermetisch gegen jede außenstehende Perspektive abdichtet und Stück für Stück in ein *in sich* abgeschlossenes politisches System verwandelt. Kurz nach seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten und einer Reise durch verschiedene europäische Metropolen notiert Shirer:

³ Diese Verletzlichkeit der Perspektive tritt in Viktor Klemperers Tagebüchern noch deutlicher in Erscheinung. Dabei sind die Voraussetzungen des Autors denen Shirers jedoch diametral entgegengesetzt: Klemperer ist zunächst ein Insider, der seinen festen Platz in der deutschen Gesellschaft hat, dann aber als Jude seine systematische Ausgrenzung erfährt. Während sich also das totalitäre System absichert und um Klemperer zusammenzieht, wird er zunehmend in die Position eines Außenseiters abgedrängt, dessen Perspektive erst nachträglich Anerkennung findet, während des Dritten Reiches aber nur noch auf den Seiten eines Tagebuches Platz finden konnte. Klemperer hat kein *Ausland*, in das er sich in Sicherheit bringen kann. Der Versuch der Nazis, Klemperer abzurängen, arbeitet auf dessen Tod hin.

Wie total isoliert ist doch die Welt, in der die deutschen Menschen leben. Ein Blick in die Zeitung von gestern und heute macht das wieder deutlich. Während die gesamte übrige Welt voller Sorge beobachtet, daß Deutschland drauf und dran ist, den Frieden zu brechen mit seiner Angriffsdrohung gegen Polen in der Danzig-Frage, wird hierzulande, in der Welt, die die lokalen Blätter erschaffen, das glatte Gegenteil behauptet. (10. August 1939, Berlin: Shirer 1991: 166)

Vor dem Krieg, der zunehmend auch Shirer selbst in Deutschland isolieren und von Auslandsnachrichten abschneiden wird, fällt es dem Auslandskorrespondenten noch verhältnismäßig leicht, die Fakten im Auge zu behalten, gegen die „die lokalen Blätter“ die Welt des Dritten Reiches behaupten. Shirer kann abschätzen, in welchem Maße die Propaganda-Maschinerie der Nazis die Fakten entstellt. Mit dem Beginn des Krieges, als sich ein immer größerer Abgrund zwischen Vorgängen, die er beobachtet, und der Art, wie er über sie berichten darf, auftut, erscheint ihm seine Arbeit als Journalist zunehmend unmöglich. Deutlich spürt Shirer, daß er in seiner Funktion als Auslandskorrespondent allmählich überflüssig wird:

Ich frage mich, warum ich noch hierbleibe. (...) Ich habe versucht, (der Zensur) mit meinen eigenen bescheidenen Kniffen zu begegnen: indem ich eine Wahrheit oder eine offizielle Lüge durch den Ton und die Modulation meiner Stimme kenntlich mache; indem ich Amerikanismen verwende, die die meisten Deutschen, da sie ihr Englisch in England gelernt haben, nicht völlig verstanden; oder indem ich die beabsichtigte Aussage in einem Wort, einem Ausdruck, einem Satz, einem Abschnitt oder deren listiger Verknüpfung versteckte. Doch die Nazis

kommen mir auf die Schliche. (...) Ich habe nicht das leiseste Interesse daran, weiter hierzubleiben, wenn ich nicht wenigstens einigermaßen korrekt berichten kann. (20. September 1940, Berlin; Shirer 1991: 480f.)

Nur in seinem Tagebuch kann Shirer seine Perspektive als Außenstehender wahren; im Radio streicht die Zensur seine Manuskripte und beraubt ihn mehr und mehr der Möglichkeit, aus seiner Sicht zu sprechen. Seine Stimme soll sich nur noch im Chor der gleichgeschalteten Medien erheben dürfen. Sie wird nicht einfach abgewürgt, sondern soll auf die Propaganda „eingestimmt“ werden. Shirer darf über das Dritte Reich nur noch berichten, wenn er seine Lippen synchron mit der Propaganda bewegt. Will er seine berufliche Integrität retten, muß er auf seine weitere Berichterstattung verzichten. Er kann der Gleichschaltung nur entgehen, wenn er sich selbst ausschaltet. – Aber gleichgültig, ob Shirer den Nazis nach dem Munde redet oder als Radiostimme aus eigenen Stücken verstummt, immer behalten die Nazis die Oberhand. Die Perspektive des Außenstehenden droht, gleichgültig ob sie geschluckt oder ausgegrenzt wird, verloren zu gehen.

Zwar mag die Welt des Dritten Reiches, wie sie „die lokalen Blätter erschaffen“ den Kontakt mit der Realität verloren haben (wie Shirers Vergleich der Berichterstattung über die polnisch-deutschen Beziehungen im deutschen Inland und Ausland zeigt), aber der ideologische Anspruch der Nationalsozialisten ist es, ihre Sichtweise als die vorherrschende, wenn nicht die ausschließliche Interpretation der außenpolitischen Situation zu etablieren, die innerhalb des Dritten Reiches Geltung hat. Shirer widersetzt

sich selbstverständlich der ideologischen Inanspruchnahme der politischen Realität. Als Auslandskorrespondent bewegt er sich durch eine Medienlandschaft, die an der Konstruktion eines geschlossenen Weltbildes arbeitet, das sich nach außen hermetisch abdichtet, Widerspruch im Innern entweder ausschließt oder gar nicht erst aufkommen läßt und sich als einzig gültige Perspektive einsetzt und behauptet. Der einzige Handlungsspielraum, der Shirer bleibt, ist seine Weigerung, sich unter dem Druck der Zensur zum Instrument der Propaganda machen zu lassen. Deshalb gibt Shirer seinen Posten zuletzt auf. Damit hat das Dritte Reich Shirer und alles, wofür er steht, buchstäblich ausgeblendet.

Einerseits ist Shirers Position als Auslandskorrespondent im Dritten Reich einzigartig und gewährt ihm Einblicke in das Deutschland unter Hitler. In dieser Hinsicht ist sein Tagebuch ein wichtiges historisches Dokument. - Aber Shirer gerät nicht nur als Journalist in Berührung mit den Vorgaben der Nazi-Propaganda. Wie die vielen Geschichten und Beobachtungen des täglichen Lebens, die er in seinem Tagebuch festhält, zeigen, *beansprucht* die Nazi Ideologie nicht nur *Realität*, sondern *schafft* auch *Tatsachen*. Sein Autor sieht sich mit dem bedrohlichen Alleinanspruch auf Realität konfrontiert, durch den die Nazis jede andere Sichtweise ausradieren. Nur kann Shirer über den Anschlag, den die Realität, die innerhalb des Dritten Reiches geschaffen wird, auf ihn als Außenstehenden verübt, nicht souverän berichten. Vielmehr steht sein Schreiben unter dem Eindruck dieses Anschlags. Das „Berliner Tagebuch“ ist also andererseits als Zeugnis von den Auswirkungen dieses Anschlags zu lesen. Es zeugt von Shireres Schwierigkeit, sich innerhalb des Dritten Reiches zu behaupten. Die von den

Nazis geschaffenen Tatsachen drängen Shirer in die Defensive. Er muß sein eigenes Weltbild – seine Art Realität wahrzunehmen, zu erfahren und zu deuten – vor der Zerstörung retten. Diese Notwendigkeit prägt sein Urteil und seine Art, Nazi-Deutschland in seinem Tagebuch zu schildern.

Am 4. Februar 1940 notiert Shirer auf einer Zugreise zwischen München und Lausanne:⁴

Auf das Abhören ausländischer Sender stehen in Deutschland schwere Strafen.

Kürzlich erhielt die Mutter eines deutschen Fliegers von der Luftwaffe die Nachricht, daß ihr Sohn vermißt sei und sie mit seinem Tod rechnen müsse.

Einige Tage danach meldete die BBC, die wöchentlich die Namenliste der gefangengenommenen Deutschen verliest, seinen Namen unter den Gefangenen.

Am folgenden Tag erhielt die Frau *acht* Briefe von Freunden und Bekannten, die ihr sämtlich mitteilten, sie hätten am Radio gehört, daß der Sohn am Leben und als Gefangener in England sicher sei. Dann nahm die Geschichte eine abscheuliche Wendung. Die Mutter denunzierte alle acht bei der Polizei wegen Abhörens englischer Sender, und sie wurden verhaftet. (Shirer 1991: 274)

Shirer bezeichnet diese Episode von einer Frau, die es vorzieht, ihre acht Freunde zu denunzieren, anstatt sich im Stillen darüber zu freuen, daß ihr Sohn noch am Leben ist, und sich so für den erwiesenen Freundschaftsdienst zu revanchieren, schlicht als Geschichte mit einer „abscheulichen Wendung“. Als Außenstehender – was hier nicht

⁴ Auf die beiden Passagen in Shirers Tagebuch bin ich zum ersten Mal bei der Lektüre von Robert Gellatelys Buch aufmerksam geworden. Sie wurden zum Ausgangspunkt für einen Kommentar, den ich zu einem Vortrag Gellatelys im *Genocide Studies Program* an der Yale Universität gegeben habe. Dieser Kommentar gab den Anstoß zu einer weiteren Beschäftigung mit dem „Berliner Tagebuch“ und ist als Ansatz meiner Überlegungen in diesen Aufsatz eingearbeitet.

nur die Position Shirers und seiner Zeitgenossen außerhalb Deutschlands meint, sondern sich auch auf unseren eigenen zeitlichen Abstand bezieht – fühlt man unwillkürlich den Drang, die Mutter des Piloten zu verurteilen. In dieser Position darf man sich durch einen Zusatz Shirers noch bestätigt fühlen:

(Als ich die Story in meiner Sendung berichten wollte, strich der Nazizensor den Text mit der Begründung amerikanische Hörer könnten den Heroismus dieser Frau, die acht ihrer Freunde als Volksfeinde entlarvt habe, nicht nachvollziehen!)

(Shirer 1991: 274)

Tatsächlich entspricht die Begebenheit in jeder Hinsicht unseren Erwartungen: Es ist nicht erstaunlich, daß der Zensor Shirer verbietet, die Geschichte zu senden. Auch wie er dabei argumentiert, überrascht nicht weiter. Offensichtlich ist sich der Zensor völlig darüber im Klaren, daß diese Geschichte nur vom Standpunkt einer geschlossenen Perspektive, die der Nazi-Ideologie gehorcht, überhaupt positiv zu beurteilen ist. – Was allerdings auffällt, ist die Gestalt, die Shirer seiner Erzählung gibt. Shirer läßt die Interpretation des Zensors in einem Paradoxon auf seine eigene Einschätzung der Geschichte auflaufen, als müsse er sich als Verfasser seines Tagebuches beweisen, daß die Nazi-Perspektive *in Wirklichkeit* haarsträubend und lächerlich ist. Diese Rhetorik erlaubt es Shirer zwar, sich mit jeder anderen als der Nazi-Einschätzung in Einklang zu bringen, gleichzeitig weckt sie aber auch den Eindruck, daß jede weitere Beschäftigung mit der Begebenheit sich von vornherein erübrigt. Tatsächlich kann Shirer es damit umgehen, die Wertung des Zensors ernst zu nehmen. Stattdessen fügt er eine zweite

Episode an, durch die die „heroische“ Geschichte von der Frau und ihrem vermißten Sohn noch abwegiger erscheint.

Diesmal ist ein Marineoffizier im U-Boot-Krieg ertrunken, erlebt aber in der wöchentlichen BBC-Sendung umgehend seine Wiederbelebung. Die Eltern haben bereits die nötigen Vorbereitungen für das Begräbnis getroffen, als Freunde und Nachbarn sich nach und nach mit der guten Nachricht bei ihnen einstellen.

Aber wie die Trauerfeier absagen, ohne daß die Behörden erfuhren, daß im Bekanntenkreis der Familie ausländische Sender gehört wurden? Wenn die Eltern es nicht meldeten, würden sie vielleicht selbst verhaftet werden. Man hielt einen Familienrat ab und beschloß, die Feier stattfinden zu lassen. Als sie vorüber war, versammelte sich die Trauergemeinde im Haus der Eltern; wer die Wahrheit noch nicht kannte, erfuhr sie nun, und alle feierten mit Champagner. (Shirer 1991: 274)

Wie diese zweite Vignette zeigt, wäre es für die Mutter des Fliegers ein Leichtes gewesen, ihre acht befreundeten Briefschreiber zu decken. Sie legt auch nahe, daß selbst der Macht der Nazis Grenzen gesetzt sind, wenn nur alle zusammenhalten. Nun ist es sicherlich richtig, daß die Frau in der ersten Geschichte eine „abscheuliche“ Entscheidung traf und daß viele Leute den Bestimmungen des Nazi-Regimes zum Trotz mit ihrem „Volksempfänger“ BBC hörten, aber Shirer montiert sein Material so, als wollte er in einem Sicherheitsabstand zum Nazi-Regime einrichten. Seine Darstellung beharrt auf einer Normalität, die innerhalb des Dritten Reiches aus den Angeln gehoben ist. Er will nicht wahrhaben, daß seine Welt aus den Fugen ist, wenn es nach den Nazis

geht. So braucht er die Tatsache, daß die Mutter des Piloten - zumindest aus ihrer eigenen Sicht - offenbar gute Gründe hatte, um ihre Freunde zu denunzieren, nicht zu berücksichtigen. Sie fällt bei seiner Betrachtung nicht weiter ins Gewicht.

Niemand verlangt, daß Shirer einen Versuch hätte unternehmen sollen, die Gründe der Frau empathisch zu verstehen, d.h. sie zu rechtfertigen oder gar zu entschuldigen. Das Problem ist vielmehr, daß er die Handlungsweisen der Mutter des Fliegers als abwegig abtut, so daß es scheint, als erübrigten sich alle weiteren Fragen. Shirer zieht sich auf seinen *common sense* zurück, als könnte ihn der gesunde Menschverstand gegen die verstörende Tatsache immunisieren, daß die Denunziation im Sinne der Nazi-Ideologie ein heroischer, d.h. vorbildlicher Akt *ist*, der deshalb auch Nachahmer finden kann.

Shirer montiert sein Material und gestaltet seine Schilderung, um sein Weltbild vor der bedrohlichen Realität des Dritten Reiches zu retten: Als Außenstehendem mag ihm die zweite Episode als „normal“ erscheinen und die Subversion als einzig adäquate Reaktion auf die Nazi-Ideologie vorkommen. Aber das ist nur ein Bergungsversuch, durch den er den Bezug zu der von ihm betrachteten Wirklichkeit verliert. – Anders als Shirer es sich und seinen Lesern suggerieren möchte, müssen wir davon ausgehen, daß die Handlungsweise der Denunziantin im Dritten Reich nicht die abwegige Ausnahme, sondern ein verbreitete Praxis war. Wie Robert Gellately in seiner Untersuchung „Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft“ gezeigt hat, waren die Nazi-Behörden bei ihrer Arbeit auf Hinweise aus der Bevölkerung angewiesen. Das hatte nicht nur mit der Art der Vergehen zu tun, die die Gestapo verfolgte, sondern hing auch mit dem Zahlenverhältnis

zwischen Polizei und Zivilbevölkerung zusammen. Gellatelys Buch konzentriert sich auf Maßnahmen zur Wahrung der „Nürnberger Gesetze“. Beziehungen zu Juden oder zu zwangsrekrutierten Fremdarbeitern, die als Verstoß gegen das Gesetz kriminalisiert und als „Rassenschande“ verfolgt wurden, waren, wenn überhaupt, nur im Geheimen, also etwa im absoluten Rückzug auf die Privatsphäre möglich. Auch das Abhören eines „Feindsenders“ mußte sich im Verborgenen vollziehen. Diese Handlungen konnten der Gestapo also nur zur Kenntnis kommen, wenn Freunde, Bekannte oder Nachbarn die Behörden informierten. Zusätzlich muß man sich vor Augen halten, daß die Gestapo in kleinen Einheiten operierte. Denn obwohl unter Historikern allgemein davon ausgegangen wird, „daß sich der „Polizei-Staat“ auf enorm große Polizeikräfte stützte, die sich wiederum auf Unterstützung durch ein Heer bezahlter Agenten und Spitzel verlassen konnten“ (**Gellately 1991: 5, meine Übersetzung**), legen Gellatelys Untersuchungsergebnisse das Gegenteil nahe. Für die Bevölkerung von Unterfranken (840 663 Menschen), die Gellately exemplarisch untersucht, waren 22 Gestapo Beamte in Würzburg zuständig, von denen nur 11 im aktiven Dienst waren. Zusätzlich gab es noch sechs weitere Beamte in Aschaffenburg. (**Gellately 1991: 58**) Dieses überraschende Zahlenverhältnis legt nahe, daß „wenn man bedenkt, daß das Regime einen immer stärkeren Zugriff auf das soziale Leben hatte und der Anspruch, Verhaltensweisen zu überwachen und zu korrigieren, ständig wuchs, es mit Sicherheit zu wenig (Beamte) gab, die ihre Pflicht hätten erfüllen können, selbst wenn sie mit anderen Organisationen der Polizei zusammengearbeitet hätten.“ (**Gellately 1991: 5; meine Übersetzung**). Mit anderen Worten war die Mithilfe der Zivilbevölkerung für die Arbeit der Polizei ein

unerläßlicher Faktor. Der Erfolg einer Ermittlung war geradezu von der Kooperationsbereitschaft der Bevölkerung abhängig.

Aber die Tragweite von Gellatelys Untersuchungsergebnissen reicht noch weiter: Sie belegen, daß sich die Nazi-Behörden sehr wohl auf freiwillige Hinweise aus der Bevölkerung verlassen konnten, wenn es um Verstöße und abweichende Verhaltensweisen ihrer Mitbürger handelte. Gellately hat einen der wenigen erhalten Bestände von Ermittlungsakten der Gestapo ausgewertet.⁵ Die Ergebnisse seiner Untersuchung anhand der Würzburger Akten zieht er mit Ergebnissen des Historikers Reinhard Mann zusammen, der eine exemplarische Untersuchung an 825 Ermittlungsakten der Gestapo in Düsseldorf durchführt hat. Dabei entdeckte Mann, daß von den 825 Ermittlungen der größte Teil, nämlich 213, aufgrund von Denunziationen eingeleitet worden waren. 139 Ermittlungen kamen aufgrund von Informationen anderer Behörden zustande. 127 Ermittlungen leitete die Gestapo selbst aufgrund eigener Beobachtungen ein. (**Gellately 1991: 14, 47, and 135**) – Wie die noch existierenden Ermittlungsakten der Gestapo zeigen, wurde die Untersuchungsmaschinerie der Geheimpolizei durch Hinweise aus der Bevölkerung beständig geölt. Ein großer Teil der Ermittlungen hätte ohne die Denunziationen überhaupt nicht eingeleitet werden können.

Angesichts dieser Untersuchungsergebnisse kann man von der Frau in Shirers erster Episode sagen, daß sie nicht ist, was Shirer, und mit ihm alle anderen Außenstehenden

⁵ Von der Gestapo Würzburg sind 19 000 Ermittlungsakten erhalten geblieben, von der Gestapo Düsseldorf existiert noch ein Bestand von 70 000 Akten. Weitere Bestände, die bisher noch nicht zugänglich gemacht wurden, lagern im Bundesarchiv (LA Speyer). Auch in Polen sollen sich einige Gestapo-Akten erhalten haben. (**VGL. GELLATELY...**)

des Dritten Reiches, in ihr sehen möchten: Sie ist keine Ausnahme. Vielmehr ist ihre Geschichte exemplarisch für das Dritte Reich. – Shirers Einsicht wird durch seinen Versuch beeinträchtigt, sein eigenes Weltbild vor dem Zusammenstoß mit der totalitären Logik der Nazi-Ideologie zu bewahren und es vor dem Anschlag der Normalität, die dieses Ideologie innerhalb des Dritten Reiches erzeugt, zu retten. Deshalb muß man seiner Schilderung mißtrauen, muß sie dekonstruieren und mit und gegen Shirer fragen: Wenn es so leicht war, sich über die Vorschriften der Nazis hinwegzusetzen, weshalb entschied sich die Mutter des Piloten dann - trotzdem - für die Denunziation?

Es muß unsere Vorstellung von Normalität in ihren Grundfesten erschüttern, wenn wir akzeptieren, daß das Dritte Reich von denen, die darin lebten, als „normal“ wahrgenommen werden konnte, daß es für sie mehr als eine ideologische Blase, gefüllt mit der heißen Luft der Propaganda, war, daß die Deutschen (anders als Shirer es sich wiederholt zu erklären versucht) nicht einem totalitären Regime zum Opfer fielen, sondern freiwillig und begeistert sich auf alle möglichen Arten dafür einsetzten, daß sich der Traum des Nationalsozialismus (der für so viele zum Albtraum wurde) verwirklichen konnte. Wenn wir uns auf die Sicherheit unserer Vorstellungswelt zurückziehen, wo Shirer recht hat und wir recht behalten, tauschen wir Wissen gegen Sicherheit. Wir müssen unsere eigenen Vorstellungen von den Tätern immer wieder befragen, mit und gegen unsere eigenen Zweifel daran arbeiten, wer sie waren. Wie sonst können wir das Böse in Frage stellen, das uns in Frage stellt?

II - Sichtblende Sprache

In ihrem Kapitel über Claude Lanzmanns Film „Shoah“ in dem Buch „Testimony“ schreibt Shoshana Felman, es gehöre zum „Wesen des Nazi-Plans, sich selbst – und die Juden – unsichtbar zu machen.“ (Felman 1992: 209) ⁶ Diesen Gedanken entwickelt Felman weiter, indem sie sich auf einen Vorfall bezieht, der in Lanzmanns Film von Motke Zaïdl und Itzhak Dugin, zwei Überlebenden des Wilnaer Gettos geschildert wird. – Als die Rote Armee Anfang 1944 vorrückte, brachten die Deutschen Juden aus dem Wilnaer Ghetto in den Wald von Ponari, wo sie ihnen befahlen, die Massengräber zu öffnen und die Leichen von ungefähr 90 000 ehemaligen Getto-Bewohnern zu exhumieren, die von den Deutschen erschossen worden waren. Der Gestapochef von Wilna hatte den jüdischen Männern erklärt: „(E)s darf nicht die geringste Spur zurückbleiben. (Lanzmann 1986: 29) Sie mußten die exhumierten Leichen verbrennen, um, wie Felman es ausdrückt, „deren materielle Beschaffenheit auf Rauch und Asche zu reduzieren“(Felman 1992: 210).

Im Film beschreiben Zaïdl und Dugin ihre entsetzliche Arbeit:

In der ersten Grube waren vierundzwanzigtausend Leichen.

Je tiefer man grub umso mehr waren die Körper plattgedrückt,
sie waren wie flache Scheiben.

Wenn man versuchte die Leiche herauszuziehen,
zerfiel sie vollkommen,

⁶ Shoshana Felman: “The Return of the Voice: Claude Lanzmann’s *Shoah*” in dies. und Dori Laub: *Testimony. Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History*, New York und London, 1992, S. 209. Eine Version dieses Kapitels ist unter dem Titel “Im Zeitalter der Zeugenschaft: Claude Lanzmanns *Shoah*” in der Anthologie: “Niemand zeugt für den Zeugen. Erinnerungskultur nach der Shoah” (Hrsg. v. Ulrich Baer), Frankfurt/M. 2000, S. 173-193 auf Deutsch erschienen.

man konnte sie einfach nicht greifen. (Lanzmann 1986: 28)

Für die beiden Männer bleibt die Berührung der verwesenden Leichen keine gesichtslose Begegnung mit Massen von anonymen Toten. Sie müssen die Leichen ihrer nächsten Angehörigen verbrennen. Dugin erinnert sich:

Als wir das letzte Grab öffneten,
Habe ich meine ganze Familie wiedererkannt. (...)
Meine Mutter und meine Schwestern.
Drei Schwestern mit ihren Kindern.
Sie alle waren da unten. (...)
Da sie vier Monate lang unter der Erde geblieben waren
und es Winter war,
waren sie ziemlich gut erhalten.
Und so habe ich sie an ihren Gesichtern
und dann auch an ihren
Kleidern wiedererkannt. (Lanzmann 1986: 27)

Die Totengräber-Arbeit, die die Nazis hier verlangen, soll nicht nur dafür sorgen, daß die Juden zum Verschwinden gebracht werden als wären sie wie vom Erdboden verschluckt; sie soll auch dafür sorgen, daß sich die Leichen buchstäblich in Luft auflösen. Das *corpus delicti* wird zum Verschwinden gebracht, das belastende *Beweismaterial* wird vernichtet, damit nichts mehr auf die Massenerschießungen hinweist, die im Wald von Ponari stattgefunden haben. Die Spuren des Verbrechens werden nicht nur verwischt, sondern

getilgt, so daß nichts mehr auf das Verbrechen hindeutet, nichts mehr Fragen aufwirft, nichts mehr die Täter belastet. Die Unsichtbarkeit, die Felman als „Wesen des Nazi-Plans“ bezeichnet, bezieht sich auf das Verbrechen und die Juden. Aber sie erstreckt sich darüber hinaus auch auf die Deutschen, deren „Unsichtbarkeit“ als Täter auf dem Verschwinden des belastenden Beweismaterials beruht.

Der Beginn von „Shoah“ stellt mehrere radikale Versuche der Täter nebeneinander, diese Unsichtbarkeit durch die Zerstörung von Zeugen und Beweismaterial hervorzurufen. Nicht nur die Leichen der ehemaligen Bewohner des Wilnaer Gettos müssen aus ihren Gräbern verschwinden. Die Gefangenen, die das Vernichtungslager Kulmhof im polnischen Chelmno in einem Kommando als sog. „Arbeitsjuden“ überlebt haben, werden am 18. Januar 1945, zwei Tage vor dem Einmarsch der Roten Armee, als potentielle Augenzeugen erschossen. Wenn Claude Lanzmann durch einen polnischen Wald spaziert und Jan Piwonski zuhört, der ihn begleitet, um ihm die Bäume zu zeigen, die von den Deutschen gepflanzt wurden, „um alle Spuren zu verwischen“ und „das Geheimnis eines Vernichtungslagers⁷ (zu verbergen)“ (Lanzmann 1986: 25f.), wird die liebliche Landschaft zu einer Maske, die den Ort des Verbrechens unkenntlich macht.

Ich behaupte jedoch, daß die Täter sich nicht erst nachträglich, durch das Exhumieren und Kremieren der Ermordeten, durch die Exekution sämtlicher Augenzeugen oder indem sie „Gras über die ganze Sache wachsen ließen“, in eine Unsichtbarkeit flüchteten, sondern daß sie sich bereits, während sie ihre Untaten begingen, als Täter verbargen. –

⁷ Die Rede ist hier von dem Vernichtungslager Sobibor.

Bevor die Deutschen die Leichen der ehemaligen Gettobewohner von Wilna in Brand steckten, hatte ihre Sprache sie schon ausgelöscht:

Am Anfang, als wir die Gruben öffneten, konnten wir
uns nicht zurückhalten,

wir sind ausnahmslos alle in Tränen ausgebrochen.

Aber dann kamen die Deutschen näher,

sie haben uns totschiagen wollen,

sie zwangen uns, zwei Tage lang

in einem wahnsinnigen Rhythmus zu arbeiten,

unter ständigen Schlägen

und ohne Arbeitsgeräte. (...)

Die Deutschen hatten sogar gesagt,

daß es verboten war, das Wort „Toter“

oder das Wort „Opfer“ auszusprechen,

sie wären nichts als Holzklötze, nichts als Scheiße (...).

Wer das Wort „Toter“ oder „Opfer“ aussprach, bekam

Schläge.

Die Deutschen zwangen uns, von den Leichen zu sagen,

daß es „Figuren“ seien,

das heißt ... Marionetten, Puppen

oder *Schmattes*, das heißt Lappen. (Lanzmann 1986: 28f.)

Die verunglimpfende Sprache der Deutschen setzt die Toten nicht einfach herab, sie verleugnet deren Existenz mit Worten, die die Toten als Tote unkenntlich machen. Das Wort *Figuren* ist, wie Felman schreibt, „ein Ersatzwort (...). Die Körper der Toten werden auf der sprachlichen Ebene unsichtbar gemacht und ihrer Substanz und Besonderheit entleert“ (Lanzmann 1986: 210). Dieses Ersatzwort wird den jüdischen Zwangsarbeitern aufgezwungen wie ein Knebel. Sie dürfen sich nicht auf ihre Toten beziehen und sind um die Möglichkeit gebracht, ihre eigenen Gefühle bei der Begegnung mit ihren Toten auszudrücken. Sie können nur noch als Echo der Täter sprechen. So bestätigen sie mit jedem Wort die Verzerrung der Nazis, daß die Leichen *keine Leichen* sind, daß die Opfer *keine Opfer* sind. Eine Sprache, die gegen das Weltbild der Nazis spräche, wird untersagt. Dieses Weltbild wird frech und verächtlich gegen die Erfahrung erbarmungsloser Brutalität behauptet, die die jüdischen Männer bei ihrer Totengräber-Arbeit erleiden. Die Nazis können in ihren Opfern wohl nicht jede menschliche Regung unterdrücken, aber sie können die Möglichkeiten unterbinden, Verletzttheit, Trauer und Erschütterung auszudrücken. Sie versagen sich dem Gegenüber und dessen Perspektive. So erzeugen sie eine Abwesenheit der mörderischen Realität ihrer Verbrechen. Sie weisen nicht nur den Schmerz der Juden zurück, sondern leugnen ihn als Dimension ihrer eigenen Tat. Sie verfügen, daß es *keinen Schmerz* gibt.

Sprache wird hier also nicht verwendet, um eine äußere Realität zu erfassen oder einer emotionalen Realität Ausdruck zu verleihen, sondern fungiert als Sichtblende. Das Ersatzwort muß im Sinne einer Tarnung verstanden werden, deren Aufgabe es nicht nur ist, Operationen im freien Gelände unkenntlich zu machen, sondern sie im Schutz dieser

Tarnung gerade zu ermöglichen. Äußerlich wird der Anschein der Normalität gewahrt. Aber unsichtbar, im Schutz der schirmenden Worte, den Blicken durch Camouflage entzogen, öffnet sich den Tätern ein Raum für zügellose Gewalt, in dem das Blutbad unbemerkt angerichtet werden kann.

In „Shoah“ kommt es zu vielen Begegnungen mit solchen sprachlichen Abschirmungen, die der Film demontiert und bloßstellt, indem er Ton und Bild gegenläufig schneidet, so daß sie einander nicht einlösen müssen. Von der Vergangenheit ist ausschließlich die Rede. Der Blick der Kamera beschränkt sich dagegen ganz auf die Gegenwart. Auf dokumentarisches Filmmaterial hat Lanzmann ausdrücklich verzichtet. Neben dieser Desparatheit von Ton und Bild, der Ablösung der Worte von ihren Sprechern und ihrer Verschiebung in eine auf den ersten Blick zusammenhanglose Landschaft, macht auch die Montage unterschiedlicher, ja bisweilen sogar widersprüchlicher Erinnerungsperspektiven die sprachliche Abschirmung als wesentlichen Teil des Nazi-Plans deutlich und erkennbar.

Filip Müller, Überlebender der fünf Liquidierungen des Sonderkommandos Auschwitz, erinnert sich daran, wie die SS in Auschwitz entdeckte, daß sie die Leute dazu bewegen konnte, sich vor der Vergasung selbst zu entkleiden, wenn sie diesen Menschen versicherten, daß ihre Arbeitskraft unersetzbar sei:

Wir brauchen Maurer,

wir brauchen Elektriker.

Wir brauchen alle Facharbeiter

(und) Krankenschwestern,

für unsere Krankenhäuser, für unsere Soldaten.

Wir brauchen alle. Nur ihr müßt euch jetzt ausziehen,

weil ... ihr müßt desinfiziert sein.

Wir müssen für eure Gesundheit sorgen. (Lanzmann 1986: 98)

Und Müller fährt fort, indem er die Wirkung dieser geheuchelten Fürsorge auf die Juden am Eingang zum Krematorium I beschreibt: „Wie ich sie gesehen hab, sie schienen überruhig zu sein. Sie waren glücklich, daß man ihnen zugesagt hat, und sie fingen sich an auszuziehen.“ (Lanzmann 1986: 98) Die Worte des SS-Mannes verschleiern den Opfern die Tatsache, daß er sie auffordert, bei ihrer eigenen Ermordung zu kooperieren und stecken gleichzeitig den Rahmen ab, in dem die Täter ungestört operieren können. Die Opfer können sich an der zugesagten Normalität ihrer Situation festhalten – „Auch wenn sie gezweifelt haben, wenn man leben will, muß man hoffen.“ (Lanzmann 1986: 99) – was günstige Voraussetzungen für einen effizienteren Tötungsprozeß schafft. Wenn sie sich vor der Vergasung, die als Desinfektionsbad getarnt ist, selbst ausziehen, kann ihre Kleidung wieder verwendet werden. Wenn sich die Menschen nicht sträuben und die Leichen nicht erst vor der Verbrennung ausgezogen werden müssen, können mehr Menschen in kürzerer Zeit vergast werden. Die Nazis verhehlen hier also ihre eigentliche Absicht, um unter dem Deckmantel einer harmlosen Normalität (rein äußerlich) die Mordproduktion in den Krematorien zu steigern. Um die Perfektion zu erreichen, die die SS-Männer anstreben, muß ihre eigentliche Absicht, muß das Wesen ihres Planes „unsichtbar“ bleiben.

Ein zweites Beispiel versetzt uns nach Treblinka, dem Vernichtungslager, das als Bahnhof getarnt war. Nach der Ankunft wurden die Alten und Kranken unter den Deportierten sofort ins ‐Lazarett‐ gebracht, weil sie sonst, will man den Worten von SS-Unterscharführer Franz Suchomel Gehör schenken, ‐die Abwicklung in den Gaskammern gestört hätten.‐ (Lanzmann 1986: 162) Er beschreibt dieses sogenannte *Lazarett*:

Da ist eine weiße Fahne gewesen,
mit ‘nem roten Kreuz.
Da führte ein Gang ...
Solang sie noch so gingen haben sie nichts gesehen.
Und dann ... sahen sie die Toten in der Grube.
(...) Dann mußten sich die Leute ausziehen,
mußten sich auf einen Sandwall setzen,
dann wurden sie durch Genickschuß getötet
und fielen in die Grube.
Es gabe immer Feuer, in die Grube.
Mit Kehrricht, also Papier, Benzin,
und Menschen brennen sehr gut.” (Lanzmann 1986: 162f.)

Wenn die Opfer an den Punkt kommen, wo sie die Tarnung durchschauen, wenn sie also begreifen, daß sie sich nicht *wirklich* in einem Lazarett befinden, f hrt kein Weg mehr zu dessen Normalität zurück. Haben sie es erst einmal betreten, erweist sich das ‐Lazarett‐ als Illusion. Nur der Tod ist real. In dem ‐Lazarett‐ können sie sich nur als Tote

aufhalten, dort können sie nur als Leichen existieren, als Asche der Toten – unsichtbar gemacht.

Aber das Lazarett/die Genickschußanlage wird in „Shoah“ noch aus einer anderen Perspektive beschrieben. „Das Lazarett war nur ein kleiner Platz, sehr nahe der Rampe, und dorthin hat man die Alten geführt. *Ich habe es auch machen müssen.*“ (Lanzmann 1986: 163; Hervorhebung JB) erinnert sich Richard Glazar, den man bei seiner Ankunft im Vernichtungslager zu einem der beiden Arbeitskommandos geschickt hatte. Anders als der ehemalige Bewacher Suchomel, ist der ehemalige Arbeitssklave in seiner Erzählung präsent. Sein Bericht als Ich-Erzähler versetzt den Zuhörer jenseits der Illusion des Lazaretts direkt an die Grube. Glazar mußte nicht nur Menschen dorthin zur Erschießung führen, er wußte auch, daß er selbst dort enden würde. „Das Lazarett war auch für uns, die Sklaven in Treblinka, die letzte Station. Nicht die Gaskammer. Wir endeten immer im Lazarett.“ (Lanzmann 1986: 164)

Als „Sklave in Treblinka“ war Glazar der absoluten Realität des Todes, die getarnt als Lazarett auf die Deportierten wartete, vollkommen preisgegeben. Er hatte seinen eigenen Tod ständig vor Augen. Für ihn gab es die Illusion des *Lazarett* nicht. Er spricht als ein Mann, der die Tarnung durchschaut hat. Für Suchomel dagegen existiert das Lazarett. Er schildert, wie die Falle für die Schwachen und Alten gestellt wurde. Er beschreibt eine Routine des Tötens. Das Mißlingen der Tarnung existiert für den ehemaligen KZ-Wächter nicht einmal in seiner Vorstellung als Möglichkeit. Die Frage, ob die Menschen wirklich glaubten, daß sie in ein Lazarett gebracht wurden, kommt gar nicht erst auf. Die

Angst, die sich zwischen das Betreten des *Lazaretts* und den Genickschuß geschoben haben muß, wird übersprungen. So funktioniert die Illusion *Lazarett* für Suchomel – und vielleicht nur für ihn.

Auch Glazar spricht nicht von der Angst der Menschen an der Grube. Aber während sich Suchomel gegen die Angst der Opfer abschirmt, indem er eine Routine schildert, die unter dem Schutz der Tarnung bestens funktioniert, hat der Überlebende keine Illusion, die ihn schützt. Wenn Galzar beschreibt, wie sich die Leute, die erschossen werden sollten, auf einen „Holzbalken“ stellen oder setzen mußten, der über der Grube lag, muß er auf die Sprache der Vergangenheit, auf den „Jargon von Treblinka“ zurückgreifen: „(...) und dann (...) hat Unterscharführer Miete jeden, „jeden mit einer Pille gesund gemacht“. Mit einem Genickschuß.“ (Lanzmann 1986: 164)

Damit gibt Glazar nicht einfach ein weiteres schreckliches Beispiel der Umgangssprache der Täter. Er spricht hier im „Treblinka-Jargon“, in der Sprache der *Insider*. Dabei handelt es sich um einen Jargon, der mit ziemlicher Sicherheit von der SS-Wachmannschaft kreiert worden war⁸ und dann zur Sprache wurde, in der Wächter und Häftlinge sich über den Tötungsprozeß verständigten. Die Sprache, die den Tötungsprozeß begleitet, radiert den Mord aus, während er begangen wird. Aber anders als im Wald von Ponari, wo diese Sprache den Häftlingen aufgezwungen wurde, während

⁸ Andere Beispiele dieses Jargons im Film sind das „Treblinka-Lied“ (S. 145 f.) und die Bezeichnung „Himmelweg“ für den Stacheldrahtgang, der auf die Gaskammer zuführte. Obwohl Suchomel die Erfindung dieser Bezeichnung den Juden zuschiebt (als *Himmelfahrtweg*, S. 152), legt der implizite Hinweis auf Himmelfahrt und Auferstehung nahe, daß die Bezeichnung schwerlich jüdischen Ursprungs sein kann. Ein Verdacht, den das Interview mit dem Trablinka-Überlebenden Abraham Bomba nur bestätigt (S. 154).

die Deutschen die Spuren ihres Verbrechens tilgen, wird sie in Treblinka, am Ort des eigentlichen Geschehens, zur Sprache der „Grauzone“, um vom Morden zu sprechen, ohne es explizit zu benennen. Dabei darf man natürlich nicht vergessen, daß der „Treblinka-Jargon“ zwar die gemeinsame Sprache der SS und ihrer Gefangenen war, daß er aber aus den diametral entgegengesetzten Richtungen von Mördern und Opfern gesprochen wurde. Es kommt darin keine gemeinsame Realität zum Ausdruck. Die erschütternde Ironie, die in Glazars Zitat schwingt, zeugt von der traumatischen Abwesenheit und dem völligen Fehlen jeder Empathie, die in Treblinka herrschten.⁹ Die Erinnerung an das menschliche Abseits des Todeslagers verdient keine bessere Sprache.

Die Täter konnten sich mit Hilfe des „Treblinka-Jargons“ von ihren Opfern distanzieren. Sie bedienten sich einer Sprache, in der sie sich selbst nicht als Täter gegenwärtig zu sein brauchten. Glazar fällt in den Jargon zurück, der für ihn zu der Todesangst an der Grube gehört. Suchomel klammert sich dagegen an die Tarnung der Genickschußanlage als Lazarett, um jeden Hinweis auf die Todesangst zu vermeiden.

III - Blinde Photographen

Keiner der Deutschen, die Claude Lanzmann in „Shoah“ interviewt, spricht als Zeuge seiner eigenen Verstrickung in die Vernichtung der Juden. Das Bewußtsein von der eigenen Beteiligung wird unterdrückt. Im Extrem ist diese Haltung bei Hans Grassler

⁹ Über die Folgen dieses den Opfern versagten Mitgefühls für die Überlebenden des Holocaust vgl. Dori Laub und Nanette Auerhahn: „Failed Empathy – A Central Theme in the Survivor’s Holocaust Experience” in: *Psychoanalytic Psychology*, 1986, 6(4), S. 377-400.

ausgeprägt, der sich zunächst überhaupt nicht an seine Arbeit als Assessor für den Nazikommissar des Warschauer Gettos erinnert.¹⁰

Durch Grasslers „Amnesie“ kommt es zu einer merkwürdigen Verkehrung der Interviewsituation: Lanzmann, der besser über das Getto Bescheid zu wissen scheint als Grassler, der es doch mit eigenen Augen gesehen hat, nimmt es auf sich, Grassler zu erinnern. Dabei wird im Laufe des Gesprächs¹¹ deutlich, daß es sich bei Grasslers Unkenntnis nicht nur um einen grotesken Versuch der Verstellung handelt, sondern daß er selbst seinem inneren Widerstand sich zu erinnern erliegt.

Lanzmann konfrontiert Grassler mit seiner Vergangenheit, indem er ihm aus dem Tagebuch vorliest, das Adam Czerniakow, der Präsident des „Judenrats“ in Warschau, bis zu seinem Selbstmord am 23. Juli 1942 über die Situation im Getto geführt hat: „Dr. Grassler, das ist Czerniakows Tagebuch. Er schreibt über Sie.“ (Lanzmann 1986: 238)

Grassler reagiert auf die Konfrontation durch Lanzmann zunächst mit einem Erstaunen, dem das Unbehagen über die Existenz des historischen Dokuments anzumerken ist: „Daß das gerettet worden ist! Erstaunlich, daß das gerettet worden ist!“ (Lanzmann 1986: 239) Natürlich läßt sich dieses Unbehagen mit der denkbaren Befürchtung Grasslers in

¹⁰ Es genügt mir nicht, mit Lanzmann festzustellen, daß Grassler „lügt, wenn er behauptet, er erinnere sich nicht mehr.“ (Interview vom 19.7.1985) Natürlich kann man Grasslers Verstellung als Lüge bezeichnen – und für das Filmprojekt ist auch tatsächlich nur wichtig, daß Lanzmann die Deutschen so interviewt, daß ihre „Lügen“ transparent und durchschaubar werden: „(D)arauf kam es mir ja an, daß die Lüge sichtbar wird! Daß man sieht, daß sie lügen.“ (Interview). Ich vermeide hier das Wort „Lüge“ ganz bewußt, weil es von außen ein Urteil spricht, das die innere Logik des Nazi-Systems verkennt. Das Wort „Tarnung“ ist nicht nur nicht moralisch besetzt, sondern bezeichnet eine Realität, die sich durch Täuschung in eine andere Realität schiebt. Es reicht nicht, sich gegen die Lüge zu verwehren, man muß sie durchschauen.

¹¹ Ich gehe davon aus, daß die Sequenzen des Interviews mit Hans Grassler, die Lanzmann in seinem Film verwendet, chronologisch montiert sind.

Verbindung bringen, daß Czerniakows Tagebuch Enthüllungen bereit halten könnte, die ihn belasten. Möglich ist aber auch, daß Grassler die Begegnung mit der eigenen Vergangenheit fürchtet, weil er dieser Vergangenheit sein Leben lang aus dem Weg gegangen ist. Auf Lanzmanns Frage, was er nach dem Krieg gemacht habe, antwortet Grassler: „Ich war in einem alpinen Verlag, hat Bergbücher und Bergzeitschriften gemacht.“ Und als Lanzmann Grasslers Hauptinteresse, die Berge, ausmalt: „Berge und Luft und (...) Sonne und frische Luft“, gibt Grassler zurück „Keine Gettoluft.“ (Lanzmann 1986: 257)

Der Widerstand, den Grassler Lanzmanns beharrlichen Fragen entgegensetzt, sein Widerstreben, über die Verharmlosung hinauszudenken, daß es die Aufgabe seiner Abteilung gewesen sei, „das Getto nicht zu vernichten, sondern das Getto am Leben zu erhalten“ (Lanzmann 1986: 246), verhindern, daß er einen Bezug zu seiner Vergangenheit herstellt. Grassler befindet sich im Widerstand gegen seine Zeugenschaft. Er hält den jungen Assessor in Warschau und den alten Alpinisten in Bayern strikt voneinander getrennt, so als hätte der eine mit dem anderen nicht das geringste zu tun. Nur Czerniakow erinnert an den jungen Grassler. Einen Bericht in der ersten Person über Grasslers Arbeit im Warschauer Getto gibt es nicht, weil der diese Lebensphase aus seinem Gedächtnis ausgeblendet hat. Er kann vor sich und Lanzmann so tun, als wäre sie ihm entfallen. Die Erinnerung an die eigene Biographie kann ihm nur von außen zugetragen werden.

Auf ganz andere Weise bleibt Franz Suchomel in seinem Interview abwesend. In seinem Fall ist an die Stelle der Erfahrung der eigenen Beteiligung am Holocaust kein „Gedächtnisverlust“ getreten. Was Suchomel als SS-Mann in Treblinka genau getan hat, bleibt während des gesamten Interviews unklar. Nur aus der Tatsache, daß er sich an Treblinka so gut erinnern kann, geht hervor, daß er dort gewesen sein muß. Seine Anwesenheit bleibt also Implikation, versteckter Hinweis. Wenn Suchomel Lanzmann bis in Einzelheiten den Tötungsvorgang, die Treblinka-Routine beschreibt, wenn er die Funktion der Wachmannschaft und die Aufgaben der Arbeitskommandos erklärt, dann ist der Einzige, der in dieser Darstellung nicht vorkommt, der SS-Unterscharführer Suchomel.

Als Person stellt Suchomel sich außerhalb Treblinkas. Er beteuert seine Unschuld: „Ich wollte ja nicht gehen. (...) Man hat gesagt: ‚Der Führer hat Umsiedlungsaktionen angeordnet. Das ist ein Führerbefehl!‘ Verstehen Sie? (...) Man hat nie gesagt, töten.“ (Lanzmann 1986: 77f.) Der SS-Mann, der in Treblinka Wache schob, spricht hier als ohnmächtiges Opfer, das den Täuschungen der Nazis erlag. Er posiert als alter Herr mit krankem Herzen (Lanzmann 1986: 75) und Gebiß (Lanzmann 1986: 161) und gibt sich harmlos als Durchschnittsbürger. – Man kann nur darüber spekulieren, wem diese Tarnung gilt: Soll die Normalität, die Suchomel vorschützt, während er das Morden in Treblinka schildert, Lanzmann täuschen oder versucht er sich selbst trotz Treblinka Normalität vorzumachen? Die Obszönität seines Versuchs, sich bei seiner Erzählung auf Normalität zu berufen, zeigt sich in dem Moment, als er, im Laufe seiner Beschreibung der Vergasungen, die „Todesangst“ der Frauen, die im „Schlauch“ darauf warten, die

Gaskammer zu betreten, zu veranschaulichen verursacht, indem er sie mit der Todesangst seiner Mutter, die friedlich in ihrem Bett gestorben ist, vergleicht – wobei das *tertium comparationis* für ihn die Tatsache ist, daß in beiden Fällen Frauen im Angesicht ihres nahenden Todes unkontrollierbaren Durchfall bekommen. (Lanzmann 1986: 159f.) Er projiziert seine häusliche Normalität auf das Vernichtungslager Treblinka, wobei die Angst der Frauen vor der Gaskammer zu einer „natürlichen“ Reaktion wird. Sein vordergründiger Versuch, zu verstehen und mit den Opfern zu fühlen, weicht in Wahrheit der Einsicht aus, daß ihre Tode höchst unnatürlich waren und daß er an ihrer Ermordung beteiligt gewesen ist.

Aber Suchomel ist selbst dann noch abwesend, wenn er als Experte über die Vorgänge im Lager berichtet: „Sie wollen Geschichte haben, und ich sag Ihnen Geschichte.“

(Lanzmann 1986: 145). Er liefert Lanzmann seine eigene Definition des Vernichtungslagers: „Ich sag Ihnen meine Definition. Merken Sie sich das, Treblinka war ein zwar primitives, aber gut funktionierendes Fließband des Todes.“ (Lanzmann 1986: 88) Er debattiert mit Lanzmann über die Kapazität der Gaskammern, als könnte nur er wissen, wieviel Menschen täglich in Treblinka umgebracht werden konnten:

„Achtzehn(tausend) ist zu hoch. (...) Herr Lanzmann, das ist zu hoch gegriffen. Glauben Sie es mir.“ (Lanzmann 1986: 147) Aber auch wenn Suchomel als *Insider* spricht, vermeidet er jede Berührung mit der Wahrheit über seine „Expertise“. Stattdessen stellt er sich als einen der wenigen *überlebenden* Zeugen von Treblinka hin. Nachdem er zum zweiten Mal das „Treblinka Lied“ gesungen hat, prahlt er: „Das ist ein Original. Das kann kein Jude heute mehr!“ (Lanzmann 1986: 146) Die schreckliche Treffsicherheit

seiner eigenen Formulierung entgeht ihm vollkommen. Suchomel wird sich der Wahrheit, von der er Zeugnis ablegt, überhaupt nicht bewußt. Er bewegt sich durch den Handlungsrahmen der Vernichtung, den er sachlich und bis ins Detail beschreibt, als wäre er auf einer Betriebsbesichtigung.

Es genügt nicht, in dieser Abwesenheit eine Reaktion der Täter auf ihre eigene Erinnerung zu sehen. Daß die Täter Grassler und Suchomel im Laufe ihrer Interviews wie vom Erdboden verschluckt bleiben, deutet nicht nur darauf hin, daß die eigene Erfahrung nachträglich als Vergessen kodiert wird und sich die Erinnerung nur noch als das Fehlen sämtlicher Hinweise auf die Vergangenheit artikulieren kann. Wenn man Dokumente heranzieht, die während des Holocaust entstanden sind¹², zeigt sich, daß dieses Fehlen des Täters als Ich-Erzähler, der in seiner eigenen Geschichte nicht vorkommt, mehr ist als eine nachträgliche „Erzähl-Haltung“. Was hier an die Oberfläche kommt, ist eine abhandengekommene Selbstwahrnehmung, die bereits zum Zeitpunkt der Tat außer Kraft gesetzt war. Wie sollten die Täter sich an sich selbst als Täter erinnern, wenn sie sich während des Holocaust nicht als Täter wahrnahmen?

Die hermetische Innenansicht der Nazi-Zeit, in der Täter sich nicht als Täter sehen müssen, solange sie an der Behauptung festhalten können, daß ihr Verbrechen keines ist, zeigt sich in einer Serie von Farbdiaspositiven, die Walter Gennewein während seines Aufenthaltes in dem Getto in Lodz aufgenommen hat. Dort arbeitete der Österreicher als Buchhalter für die Gettoverwaltung. Gennewein machte seinen Aufnahmen, die zu den

¹² In „Shoah“ liest Claude Lanzmann ein solches Dokument vor (S.141f.): Es handelt sich um einen Aktenvermerk, der Vorschläge zur Verbesserung der Gaswagen zusammenfaßt, die in Kulmhof/Chelmno zur Vergasung eingesetzt wurde.

ersten Farbdias in der Geschichte der Photographie gehören, mit einer im Getto konfiszierten Movex 12. Er war davon überzeugt, daß das Farbmateriale die Arbeit seiner Abteilung am besten zur Geltung bringen würde. Tatsächlich dokumentieren seine Aufnahmen die Produktivität und den wirtschaftlichen Erfolg des Lodzer Gettos in den strahlenden Farben des technischen Fortschritts. Gennwein besah sich das Getto mit den Augen eines Angestellten der Nazi-Verwaltung. Für ihn war es eine Produktionsstätte, die Textilien für die Wehrmacht und für die deutsche Zivilbevölkerung fertigte.

Ein Dokumentarfilm hat vor kurzem die Realität, die Genneweins Bilder festhalten, mit der Realität konfrontiert, die sie ausblenden.¹³ In dem Film kommentiert ein Überlebender des Gettos von Lodz, Arnold Mostowicz Genneweins Dias mit folgenden Worten:

„Die Bilder riefen in mir sofort ein Unbehagen hervor. Ein Unbehagen darüber, daß sie das Getto nicht zeigten, obwohl sie es zeigten. Obwohl sie echt waren, zeigten sie nicht die Wahrheit.“

Es ist eine schwierige Frage, was diese Bilder wohl zeigen, wenn nicht die Wahrheit über das Getto von Lodz. Denn anders als etwa in dem berühmten Film „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“, der die Wahrheit über das Konzentrationslager Theresienstadt verbergen sollte, ging es Gennwein explizit darum, die Realität des Gettolebens festzuhalten, *wie er sie sah*. Aber die Perspektive des Buchhalters der Nazi-Verwaltung und seine Wahrnehmung des Gettos hat mit der Perspektive des Überlebenden nichts

¹³ Es handelt sich um den international beachteten Film „Der Photoamateure“ (Polen 1999), Regie: Dariusz Jablonski. Die beiden Zitate von Arnold Mostowicz in diesem Abschnitt sind Übersetzungen nach den englischen Untertiteln zu Mostowicz' Äußerungen in Polnisch.

gemein. Mostowicz fühlt sich in dem Getto, das auf Genneweins Bildern zu sehen ist, wie ein Fremder: „In die Wirklichkeit, die Zeit und an den Ort, die hier gezeigt werden, kann ich mich nicht einmal zurückversetzen.“ Die Getto-Wirklichkeit, die Mostowicz sich im Laufe des Films ins Gedächtnis ruft, fällt zu keinem Zeitpunkt mit der Realität zusammen, die Genneweins Farbdias festhalten. Sie sind vom Gestank, vom Lärm, vom Hunger und von der Panik vor den Deportationen, an die der Überlebende sich lebhaft erinnert, vollkommen unbeeindruckt geblieben. Natürlich lassen sich solche Erfahrungsdimensionen *per se* nicht photographisch festhalten, aber auf Genneweins Aufnahmen sind Elend und Leid der Ghettobewohner nicht auszumachen.¹⁴ Während Mostowicz spricht, tastet die Filmkamera Genneweins Bilder ab, als suche sie nach Spuren, die auf die Beschreibungen des Überlebenden hindeuten. Selten bleibt sie an einem Detail hängen – am Gesicht eines Mannes etwa, das inmitten einer betriebsamen Werkstatt, deutliche Spuren des Hungers und der Auszehrung trägt. Aber diese Details wirken, als hätten sie sich nur auf die Bilder verirrt. Nach der Logik des Photographen sind sie wie Laternenmasten, die beim Aufnehmen einer schönen Aussicht, zufällig ins Bild geraten sind, weil der Sucher der Kamera, nicht genau den selben Bildausschnitt zeigt, den das Objektiv der Kamera aufnimmt. Tatsächlich beklagt sich Gennewein bei der Firma Agfa über die roten und bräunlichen Verfärbungen, die er bei manchen Filmen beobachten muß und die die photographische Qualität seiner Aufnahmen herabsetzt. Aber während er ein Auge für das technische Detail besitzt, scheint er das, was er photographiert, nicht in sich aufzunehmen. Die Wahrheit über das Gettoleben, die

¹⁴ Der Film zieht neben Genneweins Bildern und Briefen und neben dem Interview mit Mostowicz auch historische Dokumente heran. Er setzt also nicht einfach Aussage gegen Aussage, sondern zeigt beide Perspektiven in ihrer Beziehung zum Stand der historischen Forschung über das Lodzer Getto, wobei sich die Darstellungsweise Genneweins natürlich relativiert.

Mostowicz auf den Aufnahmen des Buchhalters vermißt, gehört nicht zu der Erfolgsstory, die Gennewein festzuhalten versucht.

Der Film vollzieht die Karriere nach, die Gennewein bis zu seiner Festnahme durchläuft. Er ist allein an der wirtschaftlichen Expansion des Gettos interessiert. Jedes Mittel, die Produktivität zu steigern, ist ihm recht. Selbst die Senkung der Löhne der jüdischen Arbeitskräfte nimmt er in Kauf. Solange er die Wahrheit über das Getto, die in den inneren Bildern des Überlebenden Mostowicz verkapselt ist, ausblendet, kann er seiner Arbeit als Buchhalter ganz normal nachgehen. Die Wahrheit, von der seine Farbdias positive dennoch zeugen, betrifft die Nazis eher als das Getto von Lodz. Sie halten den Ausschnitt der Getto-Wirklichkeit fest, der für einen Nazi von Interesse war, während das Getto existierte. Sie dokumentieren in dem, was sie zeigen, ebenso wie in dem, was sie ausblenden, die Perspektive der Täter. In der Welt, auf die sich die Bilder Genneweins beschränken, bleibt die Wahrheit, auf die Mostowicz sich beruft und die er während des Films einfordert, ohne Bedeutung.

Gennewein zieht sich auf die Normalität seiner Amtsstube zurück, gewährleistet die Produktion, schickt Kostbarkeit, die von ihren jüdischen Besitzern konfisziert worden sind, als Geschenke nach Hause und hadert mit den Unvollkommenheiten, von denen die junge Technik der Farbphotographie noch behaftet ist. Es ist möglich, daß ihn seine Amtswege niemals dorthin brachten, wo der Gestank, der Lärm und Hunger sich ihm mit einer ähnlichen Unausweichlichkeit aufdrängt hätten wie Mostowicz. Trotzdem ist er als Photograph blind geblieben, oder doch ideologisch verblendet.

Seit ich die Worte "...und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben" in meinem Geschichtsbuch gelesen habe, gehen sie mir nicht mehr aus dem Kopf. Irgendwann in den 70er Jahren waren wir im Unterricht beim Nationalsozialismus angekommen und lernten, daß die Nazis alle Deutschen lebenslänglich durch Organisationen wie Hitlerjugend, Arbeitsdienst und Militär, bzw. NS-Frauenschaft hatten schleusen wollen. Die Wendung fällt mir noch heute ein, wenn ich über das Dritte Reich nachdenke. Dabei kommt jedesmal der Gedanke auf, daß die Worte auch über mich gesprochen sind, als wäre mein Leben ein Nachtrag zum Dritten Reich. Wie läßt sich mit einer Schuld leben, die nicht die eigene ist? Die als Annahme existiert, obwohl man sie nicht genau kennt, nie Genaues darüber erfährt? Der man sich nicht annehmen will, weil sie nicht die eigene ist? Die einen aber als Möglichkeit verfolgt?

Wenn ich also in diesem Text versucht habe, die Tarnungen der Täter zu durchschauen (nicht, um die Täter zu überführen, dazu ist es jetzt zu spät, sondern um mir vor Augen zu führen, wie ihre Tarnung funktioniert), wenn ich versucht habe, die eigenen Scheuklappen in den Blick zu bekommen, und wenn ich versucht habe, die Abwesenheit der Täter greifbar zu machen, dann ist das ein Versuch, das Beste aus einer Situation zu machen, die ich nicht nur für ein persönliches Dilemma, sondern für eine deutsche Problematik halte – ein Versuch, anzuknüpfen, ohne fortzusetzen.

Ich bezweifle, daß man durch ein genaues Verständnis der Täter für die Zukunft Abhilfe schaffen wird, so daß totalitäre Systeme und Genozid bereits *in statu nascendi* erkannt und verhindert werden können. Mir geht es lediglich darum, einen gedanklichen Modus

zu finden, der es ermöglicht, in einer Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit, die auch die Vergangenheit meiner Familie ist, zu bleiben. Wenn man bedenkt, über welchem Abgrund wir alle hängen, ist das ein ziemlich großer Schritt.

Johanna Bodenstab, MA

30 Ranch Road

Woodbridge, CT 06525 USA

E-Mail: bodenstab@email.msn.com

Literaturangaben

Felman, Shoshana und Laub, Dori (1992): Testimony. Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History. New York und London

Gellately, Robert (1993): Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933-1945. Schöningh

Lanzmann, Claude (1986): Shoah. Mit einem Vorwort von Simone de Beauvoir.
(Deutsch von Nina Börnsen und Anna Kamp). Düsseldorf

Laub, Dori und Auerhahn, Nannette: Failed Empathy – A Central Theme in the Survivor's Holocaust Experience. In: Psychoanalytic Psychology, 1989, 6(4), 377-400

Shirer, William L. (1991): Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen 1934-1941. Leipzig und Weimar

Das zitierte Interview mit Claude Lanzmann vom 19.7.1985 wurde von Heike Hurst geführt. Unterschiedliche Auszüge sind unter dem Titel „Eine befreiende Wirkung“ in Lanzmann 1986 (S. 269-277) und unter dem Titel „Die Lüge sichtbar machen“ im Katalog der 36. Filmfestspiele Berlin (16. Internationales Forum des jungen Films 1986, Nr. 12, 5-7) abgedruckt.